

VOR DEM GESETZ



Rassismus schützt nicht

Von Stefanie Schork

In Solingen ist ein schlimmes Verbrechen geschehen. Drei Menschen sind tot, fünf verletzt. Der Tatverdächtige soll Mitglied einer terroristischen Vereinigung sein. Man muss alles tun, um solche Taten zu verhindern. Die lautstarken Diskussionen der letzten Tage haben dazu wenig Hilfreiches beigetragen. Es ist noch zu wenig über die Hintergründe bekannt, um aus dieser Tat politische Schlüsse zu ziehen, sollten solche erforderlich sein.

Das Argument, wäre der Täter nicht im Land gewesen, hätte er die Tat nicht begehen können, ist banal. Ob die zuständigen Verwaltungsbehörden geltendes Recht mindestens nicht konsequent genug angewendet haben, ist aufzuklären. Fest steht: Wäre die Tat vorhersehbar gewesen, hätte man den Verdächtigen nicht abschieben dürfen, sondern einsperren müssen. Nach allem, was bekannt ist, fiel der Mann vor der Tat aber zu keinem Zeitpunkt negativ auf.

Völlig unverantwortlich war es, ein generelles Einreiseverbot für Geflüchtete aus Syrien und Afghanistan zu verlangen. Abgesehen davon, dass damit zum offenen Verfassungsbruch aufgefordert wurde und bekannt ist, dass es massive Asylgründe unter anderem für zurückgelassene „Ortskräfte“ und Mitglieder von zivilgesellschaftlichen Einrichtungen gerade aus Afghanistan gibt; von dortigen Menschenrechtsverletzungen gegenüber Frauen ganz zu schweigen. Wenn ein Spitzenpolitiker verkündet, ein Aufnahmestopp verhindere weitere Straftaten, erklärt er, von Menschen aus Afghanistan und Syrien gehe eine erhöhte Gefahr aus, Tötungsdelikte zu begehen. Mir ist nicht bekannt, dass das statistisch belegt wäre. Eine solche Aussage ist rassistisch, gefährdet massiv die Integration der in unserem Land angekommenen Flüchtlinge und ist kriminologisch nicht zu rechtfertigen. Wenn potentielle Täter anhand von Kriminalstatistiken ausgemacht werden könnten, müsste man zuvorderst männliche (Ex-)Partner präventiv inhaftieren, die statistisch für einen Großteil von Tötungsdelikten im privaten Bereich verantwortlich sind.

Straftaten werden, soweit überhaupt möglich, durch Erziehung, Bildung, Integration, soziale Interaktion verhindert. Wir können nicht umhin, uns um die Leute zu kümmern, die in unser Land kommen. Tritt eine Verdachtslage ein, folgt die klassische Arbeit der Sicherheits- und Ermittlungsbehörden, unabhängig davon, wo Verdächtige geboren sind. Dazu gehört auch die wirksame Bekämpfung militanter Radikalisierung.

Stefanie Schork ist Anwältin in Berlin und schreibt an dieser Stelle alle vier Wochen über Rechtsfragen.

Hans Ulrich Obrist ist ein Kunstwelt-Phänomen. Wenn von dem Kurator die Rede ist, sagt man meistens „HUO“, als wäre er eine Eigenmarke. HUO ist schon ein Meme gewesen, Gegenstand von Kunstwerken und allgemein jemand, der zum ständigen Inventar der Kunstwelt gehört. Als Kurator rast er seit Jahrzehnten unermüdet durch die Gegend, um überall mit Künstlerinnen und Künstlern zu sprechen, um herauszufinden, was sie bewegt, woran sie gerade arbeiten.

Seine Methode ist das Extrem. Gesprächsreihen sind grundsätzlich als 24-Stunden-Marathons angelegt, und anlässlich wichtiger Kunstveranstaltungen wie der Eröffnung der Venedig-Biennale oder der Art Basel veranstaltet er seit 2006 seinen „Brutally Early Club“. Er bestellt Künstler, Kuratoren und alle, die ihn interessieren, um 6 Uhr 30 in irgendeinem Café, das schon offen hat, um über Kunst nachzudenken. Da zeigt sich dann, wer es ernst meint mit der Kunst und wer nur wegen der Partys dabei ist und um 6 Uhr 30 noch seinen Rausch wegschläft. Obrist jedenfalls ist nicht wegen der Partys dabei.

Wenn einem das alles manchmal selbst amüßend und zerfasert vorkommt oder man sich fragt, wofür es gut sein soll, dass Obrist allen ständig sein Mobiltelefon vors Gesicht hält, dann sollte man sich die Archiv-Ausstellungen, die gerade im Luma Westbau in Zürich zu sehen sind, anschauen.

Ein durchgeschossenes Vorfahrtsschild aus dem Krieg in der Ukraine
Foto: Imago



BILD DER WOCHE

Ein Wegweiser

Von Katja Petrowskaja

Es fällt mir schwer, über den Krieg zu reden, weil es schmerzt. Es gibt kein Bild, das die akkumulierten Schmerzen des Krieges darstellen kann, wir sehen immer nur einen Teil der Wunde. Die Nachrichten wirken wie Schüsse, man wird von ihnen durchlöchert. Man denkt über das Geschehen nach, oder nein, es ist kein Darübernachdenken, es schmerzt, selbst der Schmerz schmerzt, er prallt ab wie eine Kugel und trifft noch jemand anderen.

In den letzten Tagen sind die russischen Angriffe auf friedliche Städte intensiver geworden. Aber natürlich, denkt man unwillkürlich, denn nach der Logik des Aggressors muss die ukrainische Zivilbevölkerung zwischen dem Unabhängigkeitstag und dem Beginn des Schuljahres besonders hart bestraft werden. Überdies ist es Rache für Kursk und Rostow. Aber kann man es überhaupt Rache nennen, ohne die Ukrainer, die man schützen möchte, zu gefährden? Drohen und Raketen fliegen über die Stadt. Wieder sieht man zerstörte Häuser und Retter, die Menschen aus dem Schutt ausgraben, man sieht Tausende in der Kiewer U-Bahn dicht aneinandergedrängt. Ein Kraftwerk wird getroffen. Kein Licht. Man hat das alles schon so oft gesehen. Der dritte Sommer geht zu Ende.

Ich schaue auf dieses Verkehrszeichen aus der Region Cherson, auf diese durchgeschossene Vorfahrt. Wir sind al-

le durchschossen, verstümmelt. Jede Nachricht trifft uns wie ein Schuss ins Innere. Jede Rakete, jeder Alarm, jeder tote Mensch, jede neue Ruine verursacht einen Schmerz, einen Zusammenbruch, als würden die Innenwände des Körpers in sich zusammenstürzen, und man müsste sich jeden Tag von Neuem selbst aufbauen, um nicht verrückt zu werden, um „normal“ zu sein. Es ist jedoch verrückt, dabei normal zu bleiben. Ich erinnere mich an Lena, die mehrfach nach Cherson gefahren ist, um Bedürftige mit Medikamenten zu versorgen. Vielleicht ist sie auch durch diese Vorfahrtstraße gekommen.

Vor Kurzem dachte ich an diesen „durchlöcherten“ Zustand, als ich durchgeschossene Schilder sah, zehn Tonnen davon. Der ukrainische Künstler Oleksiy Sai hat, zusammen mit Vitaliy Deynega, dem Gründer des Media Projekts Ukrainian Witness, beschädigte, verbrannte, vor allem aber durchgeschossene Schilder aus der Ukraine gesammelt und sie beim Festival Burning Man in Nevada ausgestellt. Straßenschilder und Wegweiser, Solarbatterien, Satellitenschüsseln, Zauntüren wurden in Form von riesigen Buchstaben aufgebaut: „I AM FINE“, die Standard-Antwort auf die Standard-Frage „How are you?“. Oleksiy Sais monumentales Werk verwandelt die zerstörten Welten in einen Zustand des Sich-Sammelns, Sich-Aufrichtens, Sich-Aufbauens. Sein Zeugnis des Krieges verweist auf Ambi-

valenz: In der permanenten Gefahr und Trauer müssen die Menschen ihre innere Hygiene pflegen, sie müssen „fine“ sein; zugleich verkörpert das Werk aus der Distanz einen Blick auf die Menschen, die diese Ruinen, diese Zerstörung in sich tragen. Es ist eine Frage der Optik: Was aus der Vogelperspektive als Ordnung, als fröhliche Aussage erscheint, wirkt aus der Nähe als vielfache Katastrophe und zerstörte Welt.

How are you? Ich bin okay. Ich denke an diejenigen, die an der Front sind, auch an diejenigen, die um ihre Liebsten trauern, aber sich bemühen, zu leben, ihren Schmerz in der Faust versteckt. Jeder Mensch in der Ukraine, der überhaupt psychisch gesund bleibt, „fine“, ist ein Held. Ich kenne viele, die fast optimistisch sind, aber auch Verzweifelte, denn man weiß nicht, wie es weitergehen soll und wie lange, ob die Welt uns allmählich vergisst. Aber auch das Schweigen vergrößert die Wunden: sei es die fehlende Diskussion über die unvermeidliche Zwangsmobilisierung oder die Risse im kulturellen Gewebe des Landes – auch das erzeugt Löcher und Schmerz. Ein Künstler sagte, in diesem Krieg gibt es Opfer, aber es gibt auch Opfer von Opfern.

Dann gehe ich in Berlin spazieren und treffe auf einen netten Bekannten, der meint, die Ukraine sei selbst schuld daran, dass der Krieg noch nicht zu Ende sei, und ich spüre den Schuss eines Pazifisten.

Insgesamt drei davon sind geplant. Die letzte war dem Philosophen und Vordenker des Konzepts der Globalität Édouard Glissant gewidmet. Mit ihm hat Obrist bis zu dessen Tod 2011 täglich telefoniert. Denn auch wenn Obrist jeden Tag neue Künstler kennenlernt, bleibt er denjenigen, die er wirklich interessant findet, treu.

Jetzt ist die Archiv-Ausstellung zu Agnès Varda, die 2019 verstorben ist, in Zürich zu sehen. Varda, berühmte Fotografin, dann Filmemacherin der Nouvelle Vague, bis Obrist ihr und der Kunstwelt eine späte Karriere als Künstlerin schenkte, die sie selbst ihr „drittes Leben als junge Künstlerin“ nannte. 2002 erzwang der Kurator geradezu ein Treffen mit ihr. Er rief seinen Bekannten, den Künstler Christian Boltanski, mit der Bitte an, einen Kontakt zu Varda herzustellen. Da war er gerade dabei, ein Großprojekt mit über 60 Künstlerinnen und Künstlern für die Venedig-Biennale zu realisieren. Varda wollte er unbedingt dabeihaben. Sie ließ sich überzeugen und kam nach Venedig. Verkleidet als Kartoffel. Auch ihr Beitrag zur Ausstellung bestand aus einem Berg Kartoffeln sowie einem Film über herzförmige Kartoffeln.

Diese herzförmigen Kartoffeln, die in den Wochen nach ihrem Tod immer wieder vor ihrem Wohnhaus abgelegt wurden, begegneten einem in Zürich in Form der Lehnen der kleinen Stühle, die wie zufällig verteilt im Ausstellungsraum herumstehen. Vor ihnen sind Bildschirme

mit Kopfhörern installiert, auf denen das Archivmaterial von Obrist zu sehen ist: öffentliche Veranstaltungen, zu denen er Varda eingeladen hat. Talks anlässlich verschiedener Biennalen, Gedichtlesungen, die er in der Londoner Serpentine Gallery organisiert hatte.

Das letzte Video, das nur wenige Wochen vor ihrem Tod in der Rue Daguerre in Paris entstand, wo Varda seit 1951 lebte, ist wohl das berührendste. Obrist ist gerade dabei, eine Ausstellung zu Alexander Calder vorzubereiten; gemeinsam mit Vardas Tochter Rosalie sitzen sie auf dem Sofa und sprechen über eine Kette, die Calder ihr geschenkt und die sie wiederum ihrer Tochter geschenkt hat. Calder und Varda waren lange befreundet. Sie erinnert sich in dem Video an Ausflüge mit ihm, bei denen er ihr Schmuck aus Autoschrott machte. Im Verlauf des Nachmittags kommen immer mehr Menschen, alles Paare, in die Rue Daguerre. Darunter Christian Boltanski und Annette Messager sowie der Fotokünstler JR mit Prune Nourry. Irgendwann malen alle gemeinsam einen Cadavre Exquis – das Spiel, bei dem man gemeinsam eine Figur zeichnet, das Blatt also immer wieder so umklappt, dass der nächste nicht sieht, was schon gemalt wurde. Varda freut sich und quetscht, als sie das Ergebnis sieht.

An diesem Nachmittag fotografiert sie die verschränkten Hände aller anwesenden Paare. Vermutlich schon im Wissen darum, dass es ihre letzte künstlerische Arbeit sein wird. Die Fotografien sind

jetzt auch in der Ausstellung in Zürich zu sehen, umrankt von Kartoffeln, die für sie zum Symbol des Nachwachsenden, der Resilienz und auch der Liebe geworden sind. Dazu wird sie von Obrist zitiert: „Ich habe 90 Jahre lang gelebt, und ich will zeigen, dass es am Ende immer nur um die Liebe geht.“ Es ist eine ungewöhnliche Art, sich einem Werk und einer verstorbenen Künstlerin zu nähern. Es ist keine Retrospektive, auch kein Überblick. Doch erfährt man auf diese Weise viel über Varda. Und es ist auch ein Einblick in die Arbeitsweise Obrists, die man nicht anders als hartnäckig beschreiben kann. Er hat sich im Laufe der Jahrzehnte nie abschütteln lassen. Von dem Material, das dabei entstanden ist, profitiert das Publikum jetzt.

Eines von Obrists jüngeren Projekten, das er auf Instagram betreibt, ist das „Handwriting Project“, bei dem er Künstlerinnen und Künstler bittet, jeweils einen Satz auf ein Post-it zu schreiben, das er dann als Foto hochlädt. Vardas pinkes Post-it mit den Worten „Ein Tag, an dem man keinen Baum gesehen hat, ist ein verlorener Tag“ prangt nun riesig an der Wand der Ausstellung, die einen so feinen und doch umfassenden Eindruck von ihr als Person, aber auch von ihrem Werk gewährt, wie ihn Ausstellungen nur selten bieten. Deswegen ist er den Künstlerinnen und Künstlern also immer so auf den Fersen. LAURA HELENA WURTH

Bis zum 3. November im Luma Westbau Zürich

IMPORT EXPORT



Es gibt keinen harmlosen Islamismus

Von Ronya Othmann

Der Terror sei zurück, heißt es in diesen Tagen. Doch das stimmt nicht, der Terror war nie weg. Die meisten Anschläge in Europa wurden in letzter Zeit glücklicherweise vereitelt, vor dem Taylor-Swift-Konzert in Wien beispielsweise oder den Olympischen Spielen in Frankreich. Auch in Deutschland wurden immer wieder Islamisten festgenommen, bevor es zu Anschlägen kommen konnte. Der Verfassungsschutz warnte, das französische Verteidigungsministerium warnte, Sicherheitsexperten warnten, die Kurden, die ja schon mal erfolgreich gegen den IS gekämpft hatten, warnten.

Und schaut man sich in anderen Teilen der Welt um, beispielsweise im Nahen Osten oder in der Sahelzone, sieht man, Islamisten legen alles in Schutt und Asche. Vor wenigen Tagen erst wurden in einem Dorf in Burkina Faso 200 Menschen bei einem Anschlag von einem Al-Qaida-Ableger ermordet. Ebenfalls vor wenigen Tagen: Boko-Haram-Terroristen ermordeten 13 Bauern in Zentral-Nigeria. Eine Meldung am Rande, die Namen der Opfer unbekannt.

Ob in Solingen, in einem Dorf in Burkina Faso, in Diyala im Irak, in Kabul oder Zentral-Nigeria, überall trauern Menschen um Angehörige, um Freunde, um Nachbarn, die der Terror aus dem Leben gerissen hat. Doch es gibt nicht nur die Gewalttat allein, sie hat auch einen ideologischen Nährboden. Wer den Terrorismus bekämpfen will, dem darf der Islamismus in all seinen globalen Erscheinungsformen nicht egal sein. Es gibt da eben nicht nur den dschihadistischen Islamismus, den Terrororganisationen wie Hamas, Al-Qaida oder IS mit Gewalt durchzusetzen versuchen, sondern auch den legalistischen, der auf legale politische Mittel zurückgreift, vom iranischen Staatsislamismus bis zu den europäischen Muslimbrüderschaftsablegern. Es gibt keinen guten, keinen harmlosen Islamismus. Islamisten streben einen Staat, eine Gesellschaft, eine Kultur an, die nach religiösen Normen gestaltet sind. Sie stehen damit im Widerspruch zur Demokratie und Freiheit.

Was den dschihadistischen Islamismus betrifft, ist man sich da sehr einig. Anders ist es beim legalistischen Islamismus, der meist nicht mal als solcher erkannt, der verharmlost, hofiert oder gar mit Steuergeldern im Rahmen von „Demokratie leben“ finanziert wird. (Man sehe sich beispielsweise die Veranstaltungen des Muslimischen Bildungswerks Bayern mit dem Religionspädagogen Ali Özdil an, der auf Instagram jüngst seine Empörung darüber zum Ausdruck brachte, dass das Islamische Zentrum Hamburg – Außenposten des iranischen

Regimes – geschlossen wurde, wo er laut eigenen Aussagen seit 1994 auf vielen Tagungen und Veranstaltungen gewesen war.)

Nach dem Attentat von Mannheim (der Täter ist ein Afghane) und nun dem Anschlag von Solingen (der Täter war ein Syrer) werden Forderungen nach Abschiebungen auch nach Afghanistan und Syrien laut. Dass man Terroristen nicht in Deutschland haben will, ist verständlich, aber die allermeisten Syrer und Afghanen sind nun einmal gar keine Terroristen, und eine Abschiebung würde auch sie in Gefahr bringen. Bei jenen dagegen, die doch Terroristen sind, ist die Vorstellung, dass sie dann in Afghanistan oder Syrien ihr Unwesen treiben, beunruhigend. Auch weil der Terrorismus in diesen Ländern einer der Gründe ist, der so viele in die Flucht treibt.

Ebenfalls beunruhigend: Um nach Syrien oder Afghanistan abzuschließen, müsste man diplomatische Beziehungen mit Assad oder der Taliban aufnehmen. Nicht nur Beziehungen aufnehmen, sondern auch Abkommen schließen, bei denen nicht selten auch Geld fließt. Assad, der das halbe Land zerbombt und Kriegsverbrechen verübt hat, vor denen Millionen Menschen geflohen sind. Assad, der schon vor zwanzig Jahren Al-Qaida im Irak unterstützt hat, der 2011 in einer Amnestie Islamisten aus den Gefängnissen freigelassen hat, an dessen Seite im syrischen Bürgerkrieg die Hizbullah kämpfte, der bis heute die iranischen Revolutionsgarden beherbergt und sich dabei ironischerweise als das Bollwerk gegen den Islamismus inszeniert. Von den Taliban ganz zu schweigen, dem islamistischen Terrorregime schlechthin. Die Taliban, die Osama Bin Laden und Al-Qaida beherbergten, die Organisation, die weltweit Terroranschläge verübte, von Nine Eleven bis „Charlie Hebdo“, und es auch heute noch tut. Die Taliban, die religiöse Minderheiten und Frauen steinigen und auspeitschen. Mit diesen Verbrechern faule Deals abzuschließen, um Terrorismus zu bekämpfen, ist, wie ein Brand mit Petroleum zu löschen.

Abgesehen davon bleibt immer noch die Frage: Wohin mit den homegrown Islamisten? All den deutschen Staatsbürgern, die sich vor unserer Nase radikalisieren. Islamismus made in Germany und powered by Tiktok, Telegram und Co. Und angefeuert von Predigern und Propaganda aus dem In- und Ausland. Eine Ideologie lässt sich wohl kaum aussperren. Und ein globales Problem muss auch global bekämpft werden. Es gibt nicht die eine Brandschutzmaßnahme. Hilfreich aber wäre zumindest, nicht auch noch Luft zuzufächeln.